

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 31 (1955-1956)
Heft: 11

Artikel: Als freier Arbeiter in Sowjetrussland
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1072358>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Als freier Sowjet-★ russland

EIN AUGENZEUGENBERICHT VON **



Der Verfasser 1950

Die Familie des schweizerischen Verfassers war beim Einmarsch der Russen in Ostpreußen versprengt worden. Der damals 17jährige Bursche, der weder Unterhaltsmittel besaß noch Arbeit fand, half russischen Matrosen Pferde nach Litauen verschieben. Er wurde erwischt und zu zwei

Jahren Gefängnis verurteilt. Nach Verbüßung der Strafe mußte er sich, statt entlassen zu werden, einem Gericht stellen, das die Strafe um acht Jahre verlängerte.

Man verfrachtete den jungen Mann zusammen mit 300 andern Häftlingen in ein südsibirisches Arbeitslager. Im ersten Winter starben

durch Unfälle bei Rodungsarbeiten im Urwald, an Erschöpfung, durch Erfrieren und Totschlag die Hälfte.

Da es an Veröffentlichungen über die russischen Gefangenenlager nicht fehlt, verzichten wir darauf, die Zustände in diesen und andern Lagern, in die der Verfasser später versetzt wurde, wiederzugeben.

Der Tod Stalins brachte den Häftlingen die Verkürzung der Strafen um die Hälfte. Da unser Verfasser, der inzwischen 25 Jahre alt geworden war, von den zehn Jahren acht Jahre verbüßt hatte, wurde er entlassen, das heißt, er erhielt die Erlaubnis, sich als «freier Arbeiter» in der Sowjetunion niederzulassen. Der Ort der Niederlassung wurde ihm allerdings vorgeschrieben. Nachstehend folgen seine Erfahrungen in der russischen Freiheit.

F. H.

Arbeiter in

Ankunft in Rugatschoff

AM 28. MAI 1953, fünf Minuten nach zwölf Uhr nachts, kamen wir, einige deutsche entlassene Strafgefangene und ich, mit dem Zug in Rugatschoff an. Dieser Ort liegt in Weißrußland, ungefähr 500 km nördlich der Hauptstadt der weißrussischen Republik Minsk. Das Städtchen zählt etwa 20 bis 30 Tausend Einwohner und war während des Krieges von den Deutschen zerstört worden. Es gab dort zur Zeit unserer Ankunft neben Blockhäusern nur wenige Steinbauten. Einzig eine Konservenfabrik außerhalb der Stadt, die Milchkonserven herstellte und etwa 1500 Arbeiter beschäftigte, hatte damit begonnen, massive Häuser zu errichten.

Ich wußte vom Straflager her, daß sich einige ehemalige deutsche Strafgefangene bereits in Rugatschoff befanden. Wir machten uns auf den Weg, diese zu suchen. Wir fanden sie erst gegen Morgen, als es hell wurde. Sie wohnten zusammen in einem Raum, in dem auch wir aufgenommen wurden.

Am andern Tag, noch bevor wir auf dem Polizeiposten, bei dem wir uns befehlsgemäß melden mußten, vorgesprochen hatten, wurde von einem staatlichen Baubüro, das von unserer Ankunft gehört hatte, nach uns gefragt. Da es unmöglich war, länger bei unsern deutschen Bekannten zu bleiben, die selbst zu wenig Platz hatten, und wir irgendwo unterkommen mußten, meldeten wir uns sofort.

Ich bin gelernter Maschinenschlosser und wurde als solcher angestellt, um in einem noch nicht ganz fertiggestellten Neubau zu arbeiten. In diesem erhielt ich Wohnrecht in einem Zimmer, in dem ich zusammen mit andern 19 Männern lebte. Der Raum war ungefähr 4,5 x 5 m groß. Man hatte auf Pritschen zu schlafen, die längs der Wand aufgestellt waren.

Das Haus enthielt 21 Wohnungen. Auf einem Stockwerk waren je vier Wohnungen zu zwei Zimmern. Zu einer Wohnung gehörte eine Küche und ein Korridor. Toiletten oder gar Badezimmer gab es keine. In dem zweiten Zimmer unserer Wohnung wohnten vier Ehepaare zusammen. Die Küche hatten wir alle gemeinsam zu benutzen.

Was ich verdiente und was das Leben kostete

Am 1. Juli begann ich in dem Neubau, in dem ich auch wohnte, zu arbeiten. Das Treppenhaus war noch nicht fertiggestellt und die oberen Stockwerke noch nicht ausgebaut.

Wieviel ich verdienen würde, wußte ich nicht. Ich lebte vorläufig von meinen Ersparnissen aus dem letzten Straflager. Dort war mir während der letzten zwei Jahre ein Lohn ausbezahlt worden. Einen Drittel davon hatten wir ausbezahlt erhalten, der Rest war auf ein Bankkonto überwiesen worden. Bei der Entlassung hatte ich also eine Summe von etwa 2500 Rubel bekommen. Die unerläßlichen Anschaffungen an Kleidern und die Reise hatten mich etwa 2000 Rubel gekostet, so daß ich noch etwa 500 Rubel besaß.

Ich stellte bald fest, daß die Lebensmittel sehr teuer waren.

Nach 15 Tagen erhielt ich 150 Rubel Vorschuß. Am Monatsende konnte ich den Rest meines Zahltages abholen. Der volle Monatslohn betrug 230 Rubel. Davon wurden mir aber noch 25 Rubel für die Zimmeranteilmiete abgezogen, sowie mehrere Rubel für Decken und Bettücher, die wir in Raten abzahlen mußten.

Wie gering der Lohn war, zeigen am besten die Lebensmittelpreise. In den staatlichen Läden kostete damals:

| | | |
|-------------------------------|---------------|--------------------|
| <i>Schweinefleisch</i> | <i>per kg</i> | <i>17–20 Rubel</i> |
| <i>Rindfleisch</i> | <i>per kg</i> | <i>14–15 Rubel</i> |
| <i>Butter</i> | <i>per kg</i> | <i>13–15 Rubel</i> |
| <i>Schwarzbrot</i> | <i>per kg</i> | <i>1,60 Rubel</i> |
| <i>Weißbrot</i> | <i>per kg</i> | <i>7–8 Rubel</i> |
| <i>Weizenmehl 1. Qualität</i> | <i>per kg</i> | <i>3,7 Rubel</i> |

Meistens aber erhielt man in den staatlichen Läden das gewünschte gar nicht und war gezwungen, auf dem schwarzen Markt einzukaufen. Dieser war gewissermaßen staatlich anerkannt, denn die Marktplätze wurden von Polizisten bewacht. Jeder konnte dort, nachdem er eine Eintrittsgebühr bezahlt hatte, verkaufen was er wollte. Hier waren dann die Preise viel teurer. Zum Beispiel:

| | | |
|------------------------|------------------|--------------------|
| <i>Schweinefleisch</i> | <i>per kg</i> | <i>28–30 Rubel</i> |
| <i>Rindfleisch</i> | <i>per kg</i> | <i>18–24 Rubel</i> |
| <i>Butter</i> | <i>per kg</i> | <i>28–30 Rubel</i> |
| <i>Milch</i> | <i>per Liter</i> | <i>3 Rubel</i> |
| <i>Rahm ½ Liter</i> | | <i>7 Rubel</i> |
| <i>Eier 10 Stück</i> | | <i>13–14 Rubel</i> |

Da ich meine Geldreserven zurückbehalten wollte, um diese zur Verfügung zu haben, wenn ich irgend einmal in die Heimat zurückkehren könnte, versuchte ich, aus dem Lohn zu leben. Meine Mahlzeiten sahen damals ungefähr folgendermaßen aus: Zum Frühstück: trockenes Brot und heißes Wasser, für Kaffee reichte das Geld nicht aus. Zum Mittagessen: ein aus Sojamehl zubereitetes Gericht, Kartoffeln, und abends: wiederum Kartoffeln.

Manche meiner Arbeitskollegen gingen abends auf privaten Bauplätzen arbeiten, um etwas zusätzliches Geld zu verdienen. Auch ich half einmal bei der Aufstellung eines Fundamentes für ein Privathaus mit und verdiente so an zwei Abenden zusammen 80 Rubel. Aber ich hielt bei meiner Ernährung diese lange Arbeitszeit nicht aus. Ich mußte mich abends ausruhen.

Auch die Kleider waren sehr teuer. Ein Arbeitsanzug, der sich mit einem schweizerischen Überkleid geringer Qualität vergleichen läßt, kostete 120–130 Rubel. Ein Paar einfache Arbeitsschuhe mit Gummisohlen und einem Schaft aus so etwas wie gummiertem Leinestoff 120 Rubel. Für bessere Schuhe zahlte man 140 Rubel und mehr. Als ich dann später vom Schweizer Konsulat ein Paar Schuhe erhielt wie man sie in der Schweiz trägt, bot man mir für diese 300 Rubel. Ich dachte aber nicht daran, sie zu verkaufen.

Wie ich endgültig sah, daß ich mit dem Lohn, den ich verdiente, einfach nicht auskommen konnte, ging ich zum Baudirektor, einem Mann in den Vierzigerjahren, dem der höchste Orden, der in Rußland verliehen wird, verliehen wurde. Er war «Held der Sowjetunion» und trug den goldenen Stern. Der Mann, dem man den Trinker von weitem ansah, teilte mich einem Schulhausumbau zu, wo ich als Zimmermann zu arbeiten hatte, obschon ich dieses Handwerk nie erlernt hatte.

Die Augen gehen mir auf

Ich erfuhr auch dort nicht, wieviel ich verdienen würde. Ein Techniker hatte den Bau unter sich. Ein Brigadier, etwa das, was man hier Vorarbeiter nennt, führte die Aufsicht über die Arbeitsgruppe. Bei der Bezahlung der Arbeit ging es dann ungefähr so zu: Der Techniker bekam eine bestimmte Summe Geld, mit der er eine bestimmte Arbeit auszuführen hatte. So und so viel für das Legen eines Bodens, das Einziehen einer Decke ebenso einen festgesetzten Betrag usw. Je kürzer die für eine solche Arbeit gebrauchte Zeit war, desto mehr bekam jeder einzelne Arbeiter.

Anfänglich war ich des guten Glaubens, daß wir soviel Geld bekämen wie uns zustand. Bald aber merkten wir, daß wir betrogen wurden. Der Techniker behielt eine beträchtliche Summe für sich. Außerdem mußte erst noch jeder Arbeiter dem Techniker ein Schmiergeld geben, um sich dessen Sympathie zu sichern. Das geschah jeweils ohne Worte.

Wir erfuhren bald, daß der Techniker auch in anderer Beziehung unehrlich war. Eines Abends fragte er uns vor Arbeitsschluß, ob wir noch einige Augenblicke bleiben könnten. Darauf erteilte er uns den Befehl, 600 Dachplatten auf Camions zu laden. Diese wurden dann weggeführt, wohin wußten wir nicht.

Nach zwei Tagen erschien die Polizei und wollte von uns wissen, wohin die Lastwagen gefahren waren. Natürlich konnten wir keine Auskunft geben. Die Geschichte kam aus. Der Techniker hatte im geheimen Einverständnis mit dem «Helden der Sowjetunion» die Dachplatten auf eigene Rechnung verkauft. Dem «Helden der Sowjetunion» ist nichts gesche-

Foto: Hans Baumgartner
Der Brunnen

hen. Der Techniker wurde zu 15 Jahren Gefängnis verurteilt. Nach zwei Jahren ist er dann allerdings wieder bei uns erschienen. Er hatte sich in einem Arbeitslager durch gute Leistung einen Strafnachlaß verschaffen können.

Nach fünf Monaten wurde ich als Mitfahrer für Lastwagen eingesetzt. Ich blieb bei dieser Arbeit bis zu meiner Heimkehr in die Schweiz.

Drei Arbeiter der Baufirma waren im Wald mit Roden beschäftigt. Wir, die drei Mann, der Chauffeur und die zwei Mitfahrer, hatten die gefällten Stämme zusammen mit den Waldarbeitern aufzuladen und in das Büro zu führen. Dort wurden diese zu Brettern verarbeitet und in verschiedene Längen geschnitten.

Zu der Zeit, als ich beim Schulhausbau arbeitete, wurden die Bretter zum Legen der Fußböden verwendet. Da stand jeweilen der Techniker im Hof und fragte, wieviel wir gebracht hätten. «180 Stück», gaben wir zur Antwort. «Gut, verkauft davon 20 Stück in der Stadt», befahl er. Wir lösten für das Holz 200 Rubel, 100 Rubel behielt der Techniker für sich, die restlichen 100 konnten wir zwei Mitfahrer mit dem Chauffeur teilen. Der Chauffeur erhielt bei solchen Schiebergeschäften immer den größeren Teil, weil er für das Benzin selber aufkommen mußte, das er auf diesen Fahrten brauchte. Die staatliche Firma (es gibt ja keine anderen) bezahlte nur das Benzin, das ihm für die Strecke, die er täglich zu fahren hatte, ausgerechnet worden war.

Ich habe während meines Aufenthaltes in Rugatschoff mehr als zwei Drittel meines Einkommens mit solchen Geschäften verdient. Aber nicht etwa nur ich. Soviel ich weiß, ist jeder Arbeiter dort gezwungen, sein Leben durch unerlaubte Geschäfte zu fristen. Wem seine Stellung es unmöglich macht, irgendwie von dieser Korruption zu profitieren, muß hungern.

Die Frauen auf unserem Bauplatz, welche die niedrigsten Arbeiten verrichteten, die keine Männer übernehmen wollen, wurden dort vor allem beim Mischen von Beton verwendet und zwar taten sie das mit Schaufel und Spaten, da die Mischmaschine meistens vom Techniker unberechtigterweise gegen Entgelt an Leute ausgemietet wurde, welche privat bauten. Die

se Frauen verdienten im Monat 180–200 Rubel. Sie konnten überhaupt nur dadurch leben, daß sie regelmäßig Holz und Zement vom Bauplatz stahlen und verkauften.

Im Herbst wurden wir beauftragt, für russische Kolkosenbauern Kartoffeln in die Stadt zu fahren. Wir luden auf. Die Bauern behaupteten, wir hätten 280 Körbe geladen. Der Chauffeur behauptete, es seien nur 260. Natürlich stimmte das nicht. Aber da niemand Lust hatte, die Körbe wieder abzuladen und nachzuzählen, luden die Bauern eben noch 20 Körbe mehr auf.

Daraufhin kellerten wir in unserer Wohnung Kartoffeln ein, verkauften die verbleibenden Körbe und teilten den Erlös unter uns. Abgeliefert wurden nur 260 Körbe.

Ich hatte während der zweieinhalb Jahre, die ich in Rugatschoff lebte, den Eindruck, daß das ganze Leben in Rußland die Korruption zur Voraussetzung hat.

Wenn Sowjetbürger Häuser bauen

Außer mit Holz machten wir auch Schiebergeschäfte mit Bausteinen und Sand. Jeder Bürger hat dort Anrecht auf 1600 m² Boden und bekommt einen Baukredit. Das hört sich gut an, nur reicht dieser Baukredit nirgends hin.

Einer meiner Bekannten, ein verheirateter Mann mit drei Kindern, arbeitete als Spengler in einer Konservenfabrik. Als ich in Rugatschoff ankam, begann er mit dem Bau eines Hauses. Zweieinhalb Jahre später, zur Zeit meiner Heimkehr, stand erst das Fundament. Es fehlte ihm das nötige Geld, um weiterzubauen.

Zu Häusern kamen in Rugatschoff solange ich dort lebte, nur Leute in guten Stellungen. Da aber auch diese das Baumaterial auf dem regulären Markt nicht bekommen konnten, kauften sie es eben schwarz, das heißt durch Lieferungen, die durch Angestellte und Arbeiter der staatlichen Betriebe erfolgten, die dieses gestohlen hatten.

Kein Bürger dort darf mehr als ein Haus besitzen. Von den Leuten in den hohen Stellungen wurde aber ein Ausweg so gefunden, daß sie, nachdem sie bereits ein Haus hatten, ein zweites für einen Sohn und ein drittes vielleicht für eine Tochter bauen ließen, die irgendwo anders in Rußland wohnten. Dann verkauften sie das eigene Haus und wohnten in dem der Tochter oder des Sohnes.

Den Leuten, die bauten, wurde vom Staat für 27–30 Rubel pro m³ Bauholz zur Verfügung gestellt. Aber dieses mußten die Leute im Wald selber schlagen und zu ihrem Wohnort transportieren. Da aber dieses Holz bis zu 200 km entfernt geschlagen werden mußte, kam dieses Holz teurer zu stehen als wenn sie es im Schwarzhandel kauften.

Selbstverständlich werden diese Schieberen häufig entdeckt. Die Leute wandern dann ins Gefängnis. Aber damit wird dort eben gerechnet. Wenn die Leute aus den Gefängnissen zurückkehren, fangen die Schiebergeschäfte wieder von vorne an, weil ihnen nichts anderes übrig bleibt.

Mit meinen Schiebergeschäften zusammen verdiente ich durchschnittlich im Monat vielleicht 1000 Rubel. Den größten Teil des Geldes verbrauchte ich für das Essen. Daneben spielt das Trinken von Schnaps eine große Rolle.

Zu jener Zeit gab es, wie es bei uns Kioske für Zeitungen und Schokolade gibt, überall in Rugatschoff Verkaufsstellen von Schnaps, der pro Gewicht, meistens pro 150 Gramm gekauft wird. Das Schnapstrinken ist das Hauptvergnügen der Bevölkerung; nicht nur der Männer, sondern auch der Frauen.

Niemand wagt von Politik zu reden

Als Beifahrer hatte ich auf dem Auto große Strecken zurückzulegen und kam vor allem durch unsere Schleichgeschäfte mit vielen Leuten in Berührung. Da ich geläufig russisch spreche, fand ich den Kontakt mit der Bevölkerung leicht und lernte ihr Leben und ihre Verhältnisse kennen.

Ich habe die Russen sehr gerne bekommen. Sie sind als einzelne Menschen verträglich, hilfsbereit und gutmütig.

Man konnte mit ihnen über alles reden, nur nicht über Politik. Das hatte ich schon in den Straflagern erfahren. Sogar diese Opfer des Regimes, die außer dem nackten Leben kaum etwas zu verlieren haben, scheuten davor zurück, selbst wenn man allein war, sich über die Regierung zu beklagen. Nur politische Häftlinge politisierten gelegentlich, aber auch bloß um zu beweisen, daß sie sich gebessert hätten. Das hat ihnen nicht einmal bei den Agenten etwas abgetragen, sie zogen sich damit nur die allgemeine Verachtung zu.

Ich habe während der zweieinhalb Jahre in

Rugatschoff oft versucht, etwas von der politischen Einstellung meiner russischen Arbeitskollegen zu erfahren. Aber sobald man politische Fragen auch nur berührt, erfaßt alle ein tiefer Schreck. Sie schweigen oder weichen aus. Natürlich wird in Rußland soviel geschimpft wie anderswo, aber nie über die Regierung und immer nur so, daß, wenn ein Agent oder ein Parteimitglied es hören würde, ihnen daraus kein Strick gedreht werden kann.

Unser Betrieb beschäftigte durchschnittlich 130 Arbeiter und Angestellte. Davon waren vier bis fünf Parteimitglieder. Wer Parteimitglied ist, hat davon große Vorteile: Er bekommt bessere Stellungen und ist auch bevorzugt in der Lebensmittelbeschaffung. Es gibt Arbeiter, die Mitglied werden möchten, aber nicht aufgenommen werden. Darüber entscheidet die Partei, wobei die wichtigste Rolle spielt, wie ihre politische Zuverlässigkeit eingeschätzt wird.

Sehr viele Arbeiter wollen aber gar nicht in die Partei. Ob aus Gleichgültigkeit oder einer andern politischen Einstellung heraus, konnte ich in keinem Fall feststellen, es wird darüber geschwiegen.

Vor politischen Wahlen sieht die Stadt jeweils festlich aus wie bei einem Jahrmarkt. Aber die einzigen, die sich mit Eifer an den Vorbereitungen beteiligen, sind die Parteimitglieder. Am Wahltag selbst kann man jeweiligen Lebensmittel kaufen, die man sonst selten erhält, wie Wurst und billiges Konfekt.

Die Leute erhalten mehrere Tage vor den Wahlen einen Ausweis. Diesen können sie an der Urne gegen den Wahlzettel austauschen, auf dem die zu Wählenden aufgedruckt sind. Den werfen sie dann ein. Anhand dieser Zettel kann festgestellt werden, wer an den Wahlen teilgenommen hat. Das Volk wählt ohne jede Anteilnahme. Die Wählenden geben ihre Stimme ab, weil sie dazu gezwungen sind.

Zeitungen und Radio

Die Arbeiter durchblättern die Zeitungen meistens morgens im Betrieb. Selten halten sie ein eigenes Blatt und so gut wie nie äußern sie sich über das Gelesene.

In den meisten Wohnungen gibt es einen Lautsprecher. Aber auf diesen Lautsprechern kann nur gehört werden, was von der städtischen Senderstation eingestellt wird, meistens Moskau.

Man kann zwar auch Radioapparate kau-

fen, aber sie sind sehr teuer, und jeder, der einen solchen kauft, wird registriert. Allerdings besteht auch die Möglichkeit, Radioapparate auf dem schwarzen Markt zu kaufen. Mit diesen kann man dann abhören was man will. Aber der Preis ist sehr teuer und es ist gefährlich, einen nicht kontrollierten Apparat zu besitzen.

Rugatschoff hat einen einzigen Kino. Er ist von Jugendlichen überlaufen. Ältere gehen

weniger hin, weil meist nur Spionage- und Sabotagefilme vorgeführt werden, welche die Gefährlichkeit der Amerikaner beweisen sollen.

Kranksein ist eine Katastrophe Für die Arztbehandlung und für den Aufenthalt im Spital zahlt man in Rußland nichts. Wem etwas fehlt, der geht in die Poliklinik. Aber da die Patienten aus dem

Der kleine Familienfilm



Begibt sich auf Mahnung der Frau, sich um den Wagen zu kümmern, zur Garage, um das Auto zu waschen und zu polieren. Seufzt.



Geht fünfmal um Wagen herum, um zu prüfen, ob dieser es wirklich nötig hat, gewaschen zu werden.



Seufzt, kehrt ins Haus zurück und sagt er müsse einige Lumpen haben.



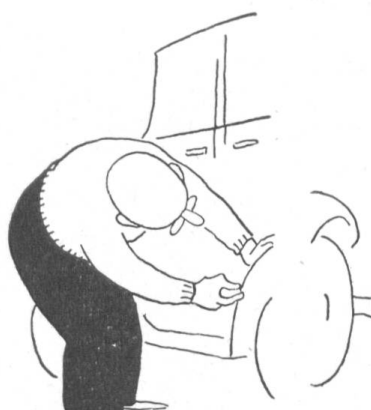
Wartet bis Frau Lumpen gefunden hat. Geht zur Garage und studiert Wetter, weil es sinnlos wäre, den Wagen zu waschen, wenn Regen kommt.



Unglücklicherweise ist Himmel wolkenlos. Setzt sich auf Stoßstange und liest Anleitungen für die Poliercreme.



Geht ins Haus zurück und macht alles bereit. Hält ein, um ein hinteres Rad zu inspizieren.



Geht um den Wagen herum, kommt zur Ansicht, dass er zu schmutzig ist



Er wird ihn besser zur Garage führen, um ihn dort reinigen zu lassen.

ganzen Bezirk dorthin müssen, hat man stundenlang zu warten, bis man darankommt. Hunderte von Leuten sammeln sich dort. Als ich einmal von einem Gerüst auf den Boden sprang und mir dabei einen großen Nagel in den Fuß getreten hatte, war ich morgens um acht Uhr in der Poliklinik, erst nachmittags um vier Uhr kam ich an die Reihe. Die Ärzte machen nur in den allerdringendsten Fällen Hausbesuche.

Das Kruzifix Am Anfang meines Aufenthaltes in Rugatschoff wurde der Gottesdienst in Privatwohnungen abgehalten. Später wurde dann aus gespendeten Mitteln ein Holzhaus gekauft, das nach und nach in eine Kirche umgebaut wurde. Diese war bei den Gottesdiensten überlaufen. Es standen auch im Freien noch rund um das Haus viele Leute. Aber Jugend war wenig dabei.

Einzig an Ostern waren die Menschenansammlungen so groß wie man sie sonst nur sieht, wenn es seltene Lebensmittel, wie etwa Zucker, zu kaufen gibt.

In allen Wohnungen, in die ich hineingekommen bin, hängen Kruzifixe. Es ist schwer festzustellen, was sie dem Volk bedeuten. Man redet nicht darüber.

Aber ich möchte doch folgendes Erlebnis erzählen:

Im Frühjahr 1954 wurden wir von der Partei beauftragt, in einem Dorf, 24 km von Rugatschoff entfernt, eine Holzkirche, die schon 500 Jahre stand, abzubauen. Die Kirche sollte in einem andern Dorf als Schulhaus wieder aufgebaut werden.

Wir waren zwei Deutsche und ich, drei Russen und ein Chauffeur. Außerdem noch ein Parteimitglied, eine Frau, die verantwortlich für die Verwaltung der Schulen des Bezirks war.

Wir kamen ungefähr um zehn Uhr vormittags in dem Dorf an. Die Frau kaufte zwei Liter Schnaps, den sie uns zu trinken gab, um uns für die Abbrucharbeit aufzumuntern. Zuerst sollten wir das Kruzifix, das oben auf der Kuppel stand, herunterholen.

Die drei Russen weigerten sich, mitzumachen. Die Deutschen und ich wollten damit auch nichts zu tun haben. Da gab uns die Parteiangehörige den Befehl, wenigstens die Bretter abzureißen, mit denen die Kirche verschalt war.

Wir hatten bereits zwei Bretter abgerissen,

aber da kam von allen Seiten die Bevölkerung herangeströmt, die auf dem Felde an der Arbeit war. Die Leute erschienen mit Äxten, Mistgabeln, Sensen und Stricken, kurz mit allem, was sie gerade zur Hand hatten. Ich sah mich schon irgendwo an einem Baum aufknüpfen.

Wir verwiesen die Leute an das Parteimitglied. Dieses stritt sich mit ihnen herum, aber sogar die Parteimitglieder des Dorfes erhoben Einspruch. Einzig der Dorfälteste, der zugleich Parteimitglied war, wollte es beiden Teilen recht machen. Er besaß die Schlüssel zu der Kirche, die als Getreideschober benützt wurde, aber im übrigen noch alle Kultgegenstände vollständig enthielt.

Schließlich fuhren wir bis zum nächsten Dorf zurück. Dort gab uns das weibliche Parteimitglied nochmals zu trinken und munterte uns auf, wieder umzukehren. Aber es war schon kurz vor Feierabend, und wir benützten diesen Umstand, um nach Hause zu fahren.

Am andern Tag mußten wir nochmals in dieses Dorf. Da hatte jedoch die Bevölkerung schon Posten aufgestellt, die uns von weitem sahen. Wir kamen an und lagen den ganzen Tag herum, aber die Kirche ist nicht abgebrochen worden.

So leben die Arbeiter in Russland

Wie die Arbeiter in dem Rußland, das ich kennen gelernt habe, leben, soll die Schilderung der häuslichen Verhältnisse in einigen mir gut bekannten russischen Familien zeigen. Es ist ein düsteres und eintöniges Bild.

*

Zwei Häuser von mir entfernt wohnte eine Frau mit einer zwanzigjährigen Tochter und zwei Buben von zwölf und fünfzehn Jahren. Der Vater war bei einer Säuberungsaktion verhaftet worden. Die Frau hatte seither nie mehr etwas von ihm gehört. Die Buben gingen zur Schule, die Frau arbeitete tagsüber als Putzerin in einem Geschäft für Haushaltsartikel. Die Tochter war Serviertochter.

Das einzimmrige Haus, das sie bewohnten, glich einer Bretterbude. Obschon die Frauen die Haushaltung nur am Abend besorgen konnten, sah es dort wohnlich und sauber aus. Die Frauen hatten zum Beispiel aus Verbandstoff-Gaze Bettüberwürfe zusammengeklöppelt und es gab da sogar auch Vorhänge aus Verband-

stoff. Zum Glück besaß die Frau ein Schwein und eine Ziege.

*

Es leben in Rugatschoff sehr viele Familien, bei denen der Mann fehlt, weil er entweder bei Säuberungsaktionen verschwunden ist oder wegen Diebstahl im Gefängnis sitzt.

Eine mir bekannte Frau wohnte mit einer Tochter und deren zwei unehelichen Kindern zusammen. Die beiden Frauen arbeiteten tagsüber. Das kleine Kind lag in einer Kiste, die mit Stricken an der Decke befestigt war. Am Mittag kam eine der Frauen nach Hause und gab ihm zu essen. Die Hütte, in der die Leute wohnten, war dem Zusammenfall nahe; nie brachten sie das nötige Geld zusammen, um sie reparieren zu lassen.

Ich aß einmal mit ihnen zu Mittag. Das einzige was es gab, waren gesottene Kartoffeln, dazu tranken sie das Wasser, in dem die Kartoffeln gesotten worden waren.

Die Frauen pflanzten Kartoffeln an, aber sie mußten diese immer schon ernten, bevor die Bodenfrüchte ausgewachsen waren, weil ihnen das Geld fehlte, andere Lebensmittel zu kaufen.

Im Sommer stand um das Ackerland der Familie ein Holzzaun, aber im Winter sahen sie sich immer gezwungen, diesen abzubrechen, um das Holz für die Heizung zu verwenden.

*

Mir gegenüber wohnte ein Elektriker mit seiner Frau. Diese war Lehrerin in einem Nachbardorf und Parteimitglied. Sie besaßen zwei Kinder. Der Mann trank, aber weil er neben seinem Lohn von 600–700 Rubel im Monat noch schwarz Leitungen legen konnte, verdiente er gut. Die Kinder waren immer anständig angezogen. Er lebte mit seiner Familie in gutem Einvernehmen. Wenn seine Frau von der Schule nach Hause kam, saß der Mann bereits am Küchentisch und schälte Kartoffeln.

*

Ein Maurer, der in unserem Betrieb arbeitete, hatte ein einzimmeriges halbes Haus gekauft, das er mit seiner Frau und vier Kindern bewohnte. Seine Frau stand einem Kinderhort vor, tagsüber konnte sie ihre Kinder dorthin mitnehmen. Der Mann verdiente im Monat

350–380 Rubel. Er arbeitete nicht viel und stritt sich oft herum. Während der Bausaison gab er die Stelle bei uns auf, um durch Schwarzarbeit mehr zu verdienen, nach der Saison kam er dann jeweilen wieder zu uns zurück.

Er lief sehr zerlumpt herum, seine Schuhe zum Beispiel hatte er vorne mit Draht zugebunden. Er sagte: «Ich habe für diese Schuhe 180 Rubel bezahlt, diese 180 Rubel habe ich noch nicht abgelaufen.

*

Viele Ehepaare leben zusammen, ohne gesetzlich verheiratet zu sein. Aus diesem Grunde geschieht es oft, daß die Leute schon nach wenigen Monaten oder auch erst nach Jahrzehnten wieder auseinander gehen.

Ich kannte eine etwa 50jährige Frau, welcher der Mann, mit dem sie ungesetzlich zusammenlebte, weggelaufen war. Diese besaß einen erwachsenen Sohn, der Ingenieur studierte. Sie selber arbeitete in der Ziegelei, wo sie Schutt zu tragen hatte. Sie war immer sehr schmutzig und zerlumpt und in ihrem Haus sah es schrecklich aus.

*

Einer meiner Bekannten arbeitete in einer Fabrik als Besorger des Motors für Stromerzeugung. Er besaß acht Kinder und in dem einräumigen Haus, das er bewohnte, lebte außer seiner zehnköpfigen Familie die Schwiegermutter und seine Schwester mit zwei Kindern. Ich kann mich nicht erinnern, den Mann je nüchtern gesehen zu haben. Im Sommer zerschlug er, betrunken, alle Fensterscheiben. Die Frau war aus lauter Gram hysterisch geworden. Die Kinder liefen sogar im Winter fast halbnackt herum. Erstaunlich war, daß diese trotzdem gesund blieben und kräftig aufwuchsen.

Dieser Mann hätte eigentlich besser leben können, weil er durch den schwarzen Verkauf von Ziegelsteinen ziemlich viel im Schwarzhandel verdiente. Aber er hat das Geld vertrunken.

*

Es wäre falsch zu sagen, daß immer und überall eine gedrückte Stimmung herrschte. Die Leute suchen das Elend des Tages am Abend zu vergessen. Man geht im Sommer baden und fischen, die Jugend tanzt viel im Freien oder aber dann in den Wohnungen, die für diesen

Zweck ausgeräumt werden. Auch die Familienfeste spielen eine große Rolle. Aber es gibt kaum je eine Festlichkeit, die nicht in eine Trinkerei und schließlich in eine Schlägerei ausartet.

Was die Menschen beherrscht Das russische Volk ist in einem Maße eingeschüchtert, das man sich hier in der Schweiz überhaupt nicht vorstellen kann. Nur wer dort selbst jahrelang gelebt hat, ist in der Lage, es zu glauben und zu verstehen.

Von Begeisterung für den Kommunismus merkt man nichts. Die Leute leben von einem Tag auf den andern, die Zukunft interessiert sie nicht. Ihr Sinn ist einzig darauf gerichtet, durch Schwarzhandel und Schwarzarbeit das nötige Geld für den Lebensunterhalt zu verdienen, zu dem ihr Lohn nicht ausreicht.

Ein Hoffnungsstrahl Die erste Nachricht von meiner Familie erhielt ich am 2. Januar 1954. Sie kam von meiner Schwester aus der Schweiz. Ich erfuhr, daß mein Vater erschossen worden und meine Mutter gestorben war. Meine Schwester hatte sich vor langer Zeit an den Suchdienst in Hamburg gewendet. Das Rote Kreuz forschte nach und war schließlich auf die Adresse einer Schwester meiner Mutter gestoßen, die aber den Aufenthaltsort meiner Schwester nicht kannte.

Meine Tante benachrichtigte daraufhin die Schweizer Gesandtschaft in Berlin, diese unsere Gesandtschaft in Moskau, durch welche dann meine Schwester endlich erfahren hatte, daß ich noch lebte und in Rußland arbeitete.

Fast gleichzeitig erhielt ich von der Gesandtschaft einen Brief, in dem mir versprochen wurde, alles zu tun, um mich möglichst bald herauszubekommen. Die Hauptschwierigkeit bestand zunächst darin, daß ich keine andern Papiere besaß als meinen Entlassungsschein aus dem letzten Straflager. Auf diesem war allerdings meine schweizerische Staatsbürgerschaft vermerkt.

Am 5. Mai 1954 traf von der Gesandtschaft mein Schweizerpaß ein. Von da an erhielt ich von dieser regelmäßig Lebensmittelpakete und

dazu zum erstenmal wieder anständige Kleider. Unter anderem war auch ein Anzug dabei. Für diesen bot man mir in Rugatschoff 3000 Rubel. Ich hütete mich wohl, ihn zu verkaufen, obschon ich mir nicht leisten konnte, diesen zu tragen, weil ich damit in der ganzen Stadt Aufsehen erregt hätte. Ich sparte den Anzug für die Rückreise auf.

Zurück in der Heimat Nach unendlichen Schwierigkeiten

mit der russischen Administration und zwei Reisen nach Moskau zur Gesandtschaft kam es endlich dazu, daß ich mit einem andern jungen Schweizer, der ebenfalls in Rußland Gefangener gewesen war, am 18. Oktober 1955, reisen konnte.

Die Fahrt ging mit dem Flugzeug über Leningrad nach Helsinki. Von dort flogen wir bis Stockholm, dann fuhren wir mit dem Zug weiter.

Meine Erregung war unbeschreiblich, als ich in Zürich ankam. Am Bahnhof erwarteten mich meine Schwester, mein Bruder und mein Schwager.

Der erste Gang durch die Straßen von Zürich ist mir unvergeßlich geblieben. Ich hatte das Gefühl, mich in einer andern, unverständlichen Welt zu bewegen.

Alle diese wohlgekleideten Menschen und die Waren in den Schaufenstern verwirrten mich. Es erschien mir unglaublich, daß diese wirklich über Nacht dort liegenbleiben ohne gestohlen zu werden.

Ich fand dann bei meiner Schwester Unterkunft, bei der ich auch heute noch wohne. Die ersten 14 Tage wagte ich überhaupt nicht, das Haus zu verlassen. Ich befürchtete, ich würde von irgendjemand verhaftet und müsse doch wieder nach Rußland zurück. Mein Zustand grenzte an Verfolgungswahn.

Damit ist es nun etwas besser geworden. Ich arbeite hier als Maschinenschlosser. Aber auch jetzt noch erwache ich etwa in der Nacht an furchtbaren Angstträumen, die immer den gleichen Inhalt haben: Die Rückkehr in das Land der großen Knechtschaft, dem ich entronnen bin.

★